

Die Enden der alten Welten

Von Enden und Anfängen

Teil 3

von

Marcus Wächtler

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die über die Grenzen des Urheberrechtsgesetzes hinausgeht, ist unzulässig und strafbar.

1. Auflage 2021

ISBN 9783969668023

© 2021 Verlag Edition Elbflorenz, Rothenburger Str. 30, 01099 Dresden

Distribution Service: NovaMD GmbH, Raiffeisenstraße 4,
83377 Vachendorf/Traunstein

Korrektorat: Jenny Menzel

Titelgestaltung: Verlag Edition Elbflorenz

Titelbild: Maria Zippan, Dresden: www.instagram.com/zippi44/

Satz: Verlag Edition Elbflorenz

Druck, Verarbeitung: PRINT GROUP Sp. z o.o., Szczecin (Polen)

www.editionelbflorenz.com

für Siegfried und Irmgard

Vorwort des Autors

Wollen Sie direkt die Geschichte lesen, müssen Sie ein paar Seiten weiter blättern. Diese Einleitung ist dafür gedacht, den historischen Kontext für die mannigfaltigen Ereignisse zu liefern, die in diesem Roman geschehen. Eventuell kann es auch recht erhellend sein, das Vorwort erst nach der ersten Hälfte des Buches zu lesen.

»Die Enden der alten Welten« ist ein Epos, das in einer »Was-wäre-wenn-Welt« spielt. Angesiedelt sowohl in einer Zeit als auch in einer Region, über die heutzutage nicht mehr sonderlich viel bekannt ist, erzählt die Geschichte von Ereignissen voller Magie, Ungeheuern und Halbgöttern. Müsste man dem Kind einen Namen geben, wäre es wohl die Bezeichnung »pseudohistorische Fantasy«.

Kaum etwas davon, was ich hier erzähle, ist laut den Schulbüchern tatsächlich geschehen. Allerdings wäre es durchaus denkbar, dass die Lücken in der Geschichtswissenschaft mittels dieser Erzählung geschlossen werden könnten. In jedem Märchen, Volksglauben oder Mythos steckt schließlich immer auch ein Körnchen Wahrheit. Genau diese Körnchen wurden von mir in die Geschichte eingepflanzt, um in einem fantastischen Handlungsrahmen zu erblühen.

Wir schreiben das letzte Viertel des 11. Jahrhunderts. Die genauen Jahreszahlen spielen für die Geschehnisse keine besondere Rolle. Vor allem den einfachen Bauern und Menschen in dieser Geschichte war es leidlich egal, welches Jahr gerade verzeichnet wurde. Weder hat man Silvester gefeiert noch das eigene Geburtsjahr gekannt. Einzig die Mönche und ein paar Gebildete wussten, in welchem Jahr man gerade lebte.

Das bescheidene Leben auf dem Land wurde bestimmt durch die Jahreszeiten, den Tag-Nacht-Rhythmus, die kirchlichen Festtage und die Saatfolge auf den Feldern. So war ein Bauer zwanzig Sommer alt, wenn er diese Anzahl an Aussaaten und Erntefesten erlebt hatte. Viel wichtiger waren die einzelnen Tage, die vergangen waren und die durchaus gezählt

wurden. Besonders bedeutsam war dies für die Abgabentrachtung, die hohen Feiertage der Kirche und für die Pflanzzeiten, sowohl zur Aussaat als auch zur Ernte.

Von nicht allzu großem Interesse waren für die einfachen Menschen zur damaligen Zeit die politischen Ereignisse und Geschehnisse im Heiligen Römischen Reich. Selten genug kam es vor, dass jemand auf einer Reise über die Grenzen seiner Region hinausgelangte. Ränkeschmiede, Auseinandersetzungen und Kriege der hohen Herrschaften betrafen einen Bauern erst, wenn sie sich direkt vor seiner Haustür abspielten oder er für seinen Lehnsherrn in den Krieg ziehen musste. Von Begebenheiten bei Hofe oder in fernen Ländern hörte er, wenn überhaupt, nur von fahrenden Händlern und Gauklern.

Das sogenannte dunkle Mittelalter oder auch Frühmittelalter ist zum Zeitpunkt der Handlung erst seit ein paar Jahren vorbei. Gemeinhin setzt man das Ende des ottonischen Kaiserhauses als Wendepunkt fest. Generell bezeichnet man jedoch erst die Zeit ab 1050 als Hochmittelalter. Entsprechend findet diese Geschichte in einer turbulenten Ära des Umbruchs statt. Viele Ideen, Erfindungen und gesellschaftliche Veränderungen erblickten in diesen Jahrzehnten das Licht der Welt.

Der berühmte Heinrich IV. aus dem Geschlecht der Salier war zwar zum Zeitpunkt der Geschichte schon seit ein paar Jahren König – aber noch nicht Kaiser – des Heiligen Römischen Reiches. Allerdings waren seine Position, sein Einfluss und seine Macht mehr als wackelig. Besonders wegen des Investiturstreits mit der katholischen Kirche und vor allem mit dem Papst stand seine Herrschaft auf tönernen Füßen. Der Streit um die Investitur war ein heftiger politischer Konflikt um die Mitsprache bei der Einsetzung von Geistlichen in ihre Ämter. Der deutsche König wollte seine eigenen Bischöfe ernennen, während der Papst in Rom dieses Recht einzig für sich beanspruchte.

Papst Gregor VII. bestand im Jahr 1076 auf der Absetzung und Exkommunikation König Heinrichs IV. Dies konnte Heinrich zwar mit dem berühmten Gang nach Canossa im Jahr 1077 abwenden und

dadurch seine Königswürde behalten – es schwächte aber seine Position unter den Reichsfürsten arg. Gemeinhin betrachten Historiker diese Ereignisse als Höhepunkt des Konflikts zwischen weltlicher und geistlicher Macht im Mittelalter. Das Heilige Römische Reich geriet daraufhin in hellen Aufruhr. Zu sehr hatte es sich der streitlustige Salier mit allerlei hohen Fürsten und Würdenträgern verscherzt.

Auf verschiedenen Fürstentagen wurden die Gegenkönige Rudolf von Rheinfelden und Hermann von Salm durch die Mächtigen im Reich ausgerufen. Vorangegangen waren die sogenannten Sachsenkriege, bei denen der aus dem Süden stammende Salier Heinrich IV. gegen die einflussreichsten Adligen des im Norden gelegenen Herzogtums Sachsen in die Schlacht gezogen war. Beständig schwelte ein Konflikt im Reich zwischen den sich belauernden Gruppen und ihrem Einfluss auf die Reichsgeschäfte.

Das gesamte Heilige Römische Reich war damals in ständigen Konflikten und Streitigkeiten gefangen. Kriege, Schlachten und Intrigen für den König oder die Gegenkönige reihten sich aneinander. Gleichzeitig hing Heinrich IV. die päpstliche Exkommunikation noch immer an. Beständig änderten sich Bündnisse und Gegnerschaften, je nach den jeweiligen Entwicklungen.

Aus dem Grund hatte kaum einer der beteiligten Fürsten auch nur einen Gedanken übrig für Dinge, die sich außerhalb ihrer politischen Sphäre abspielten. Diese vielen Konflikte, Intrigen und Auseinandersetzungen zwischen den verschiedensten Parteien bilden die Eckpfeiler der Handlung dieser Geschichte. Auf die eine oder andere Art musste sich jeder zu einer Seite bekennen. Dies legte den Nährboden für andauernde Fehden und Kriege.

Auf der anderen Seite konnte sich dadurch, sowohl vom König als auch von den Reichsständen unbemerkt, etwas Neues im Osten entwickeln und erheben. Einmal mehr erwuchs eine Bedrohung für das Reich, von der niemand etwas ahnte.

Diese Geschichte spielt in den sogenannten neuen Grenzmarken. Das damalige Heilige Römische Reich endete etwa an der heutigen Grenze von Niedersachsen, Teilen Sachsen-Anhalts und der Ostgrenze von Thüringen. Weiter südlich verlief die Begrenzung entlang des jetzigen Freistaats Bayern über das Salzburger Land und Kärnten bis nach Italien hinab.

Vorgelagert zu diesem Kernland des Reiches waren nach und nach eine Reihe von Grenzmarken in das Reich einverleibt worden. Auch heute noch findet man Zeugen davon in Bezeichnungen wie Steiermark, Mark Brandenburg oder Sächsische Ostmark. Sinn dieser Grenzlande war es, das Heilige Römische Reich sowohl vor den »Wilden« als auch vor den Heiden im Osten zu beschützen, die beständig kleine und größere Beutezüge ins Reich unternahmen. Gewissermaßen sollten die neuen Grenzmarken einen breiten Puffer bilden, um die reichen Kernländer vor Angreifern und Überfällen zu bewahren.

Allerdings bestand diese Landnahme in vielen Bereichen nur auf dem Papier von Landkarten und Urkunden. Es wurden zwar eine Reihe von Grenzfestungen errichtet, gleichwohl blieb die tatsächliche Landnahme mangels Personal weitestgehend aus. So wurde nach einem Feldzug um 930 eine Burg an der Elbe am Bach Misena errichtet. Trotzdem blieb das Gebiet um das heutige Meißen weiterhin unter dem Einfluss der eigentlichen, slawischen Einwohner.

Das Epos »Die Enden der alten Welten« spielt in den besagten Grenzlanden zwischen der Ostsee und dem heutigen Erzgebirge. Zur Zeit der Völkerwanderung verließen die germanischen Stämme ihre Siedlungsgebiete östlich der Elbe, um ins Römische Imperium einzufallen und dort neue Königreiche zu gründen. Ab dem 6. Jahrhundert wurden diese verwaisten Gebiete von nachrückenden Slawen aus dem Osten besiedelt. Zum Zeitpunkt der Handlung lebten Slawenstämme wie die Sorben bereits seit 300 Jahren beidseits der Elbe in kleinen Fürstentümern.

Zu den eingesessenen slawischen Völkern zählen Stämme wie die Daleminzer, die Lendizen, Liutizen, Masowier, die Milzener, Sorben oder Pomoranen. Weder waren diese Völker christianisiert noch unterworfen oder gar zum Heiligen Römischen Reich gehörend. Vielmehr sahen sie sich als stolze und freie Menschen, die beständig von westlichen Eindringlingen bedroht wurden. Immer wieder kam es deswegen zu Kampfhandlungen, Konflikten und Kriegen mit den Deutschen. Mehrfach erfolgten blutige Vernichtungsfeldzüge durch deutsche Fürsten. Im Laufe der Jahrzehnte gewann mal die eine Seite die Oberhand, mal die andere. Je nachdem, wie sehr der jeweilige deutsche König oder Kaiser und seine Fürsten mit anderen Angelegenheiten beschäftigt waren, vergrößerte oder verringerte sich ihr Einfluss auf die Gebiete in den Grenzmarken.

Irgendwann fiel es vor allem dem Erzbischof von Magdeburg auf, wie viele Möglichkeiten in den unberührten Gegenden im Osten steckten. Neben dem Gedanken der Christianisierung der heidnischen Slawen war es vor allem die Idee des Landgewinns, die ihn dazu antrieb, die Grenzmarken mit deutschen Bauern zu besiedeln. Besonders auch die Vorstellung von einer erzbischöflichen Landesherrschaft regte die Kirchenfürsten zu einem verwegenen Plan an: Einzigartig für die damalige Zeit, wurde Siedlern aus den alten Herrschaftsgebieten neues Land zur Urbarmachung in Aussicht gestellt. Befreit aus dem engen gesellschaftlichen und politischen Korsett der Leibeigenschaft, versprachen die unberührten Gebiete ungeahnte Möglichkeiten für Glücksritter. Ein jeder sollte die Gelegenheit erhalten, eine eigene Hufe bewirtschaften zu können.

Über neunzig Prozent der damaligen Bevölkerung lebten auf dem Land. So gut wie jeder war auf die eine oder andere Art unfrei und geknechtet. Abhängig vom Besitzer der Ackerfläche – dem Vogt, einem Kloster, einem Leibherrn oder dem Gutsherrn – darbt ein einfacher Mensch im Mittelalter unter erbärmlichen Umständen. Genötigt sowohl zu Abgaben an den Fürsten und den Gutsherrn wie auch zum Zehnten

an die Kirche, blieb kaum etwas für die eigene, oft recht große Familie übrig. Das harte und entbehrungsreiche Leben als Unfreie auf dem meist nicht eigenen Feld bot den Bauern wenig mehr als den zeitigen Tod.

Wie eine Offenbarung muss es den Menschen damals vorgekommen sein, als der Erzbischof zu Magdeburg verkündete, dass es für jeden Gottesfürchtigen Land im Überfluss gebe. Gelenkt durch das Erzbistum Magdeburg, sollten etliche neue Siedlungen im Osten entstehen. Mit weit geringeren Steuern und Abgaben musste man nur den wilden Boden urbar machen.

Trotz der Widrigkeiten eines unberührten, urwaldartigen Landes und der Bedrohung durch die heidnischen Slawen folgten viele tausende Abenteuerlustige mit ihren Familien der Aufforderung des Erzbischofs. Etliche Dorf- und Stadtgründungen lassen sich bis in jene Zeit zurückverfolgen. Alles war für die verarmte Landbevölkerung besser als der tägliche Kampf ums Überleben. Als Zweitgeborener ohne Aussicht auf einen Hof oder ein Erbe bot die Zukunft für die meisten nicht mehr, als sich früher oder später als Tagelöhner verdingen zu müssen.

Ebenso erwies sich das Abenteuer in den Grenzlanden als die einzige Möglichkeit, der Leibeigenschaft, dem Frondienst oder generell der brutalen Herrschaft eines Landadligen zu entkommen. In gleicher Weise nahmen es aber auch die spätgeborenen Söhne von Adligen zum Anlass, um in der Ferne eine bessere Zukunft zu finden. Ähnlich der wesentlich späteren Besiedelung Nordamerikas durch verarmte Engländer, Iren und Deutsche machten sich im Mittelalter unzählige Menschen nach Osten auf, um das neue Land der Grenzmarken für sich, Gott und den Erzbischof von Magdeburg in Anspruch zu nehmen.

Das Gebiet zwischen Ostsee und Erzgebirge kann man kaum mit dem heutigen Osten Deutschlands vergleichen. Anders als im Stamm-land des Heiligen Römischen Reiches stand in den östlichen Marken noch der ursprüngliche, undurchdringliche germanische Urwald. Entstanden nach der letzten Eiszeit, hatte sich im Laufe der Jahrtausende ein riesiger Wald herausgebildet, der einzig von Flussläufen, Waldauen, wenigen Handelsstraßen und Tiefebene unterbrochen wurde. Die gigantischen, jahrhundertealten Bäume von »Miriquididi« wuchsen dicht an dicht im tiefen Unterholz. Es gab Gegenden, in die noch nie ein Mensch seinen Fuß gesetzt hatte.

Zuerst ließen sich die Germanen und – ihnen nachfolgend – die Slawen vornehmlich entlang der Flüsse nieder. In kleinerem Maßstab wurden von ihnen zwar bereits Gebiete für den Ackerbau gerodet. Das Verhältnis von Waldfläche zu freiem Land entsprach jedoch ungefähr dem Gegenteil des heutigen Zustands. Besonders in den abgeschiedenen Gegenden der Mittelgebirge, zum Beispiel im Erzgebirge, war von einer Besiedelung in keinem Fall zu sprechen.

Deswegen stießen die ersten Siedler zuerst in die schon urbar gemachten Regionen entlang der größeren Flüsse vor. Da dort allerdings bereits die Stämme der Slawen lebten, kam es unweigerlich zu Konflikten. Unzählige kleine und große Geschichten und Dramen, die sich damals abgespielt haben müssen, sind im Dunkel der Geschichte verloren gegangen. Anhand der wenigen überlebenden Sorben kann man jedoch erahnen, wie es der ursprünglichen Bevölkerung ergangen sein muss.

Die Siedler aus dem alten Reichsgebiet stießen auch in unbewohntes Gebiet vor. Angeleitet von sogenannten Prospektoren, wurden den verschiedenen Siedlungszügen gezielt bestimmte Flurstücke zugedacht. Nach etlichen Wochen entbehrungsreicher Reisen kamen die vollkommen entkräfteten und ausgezehrt Menschen in ihrer neuen Heimat an. Hier waren die Siedler nun gezwungen, gänzlich neu anzufangen. Um auch nur ein einziges Getreidekorn ernten zu können, galt es zuerst, Unmengen von Wald zu roden und den Boden urbar zu machen.

Erst Jahrzehnte später tauchten diese Siedlungen, die meist an einem Bach gelegen waren, namentlich in Urkunden auf. Viele Bewohner der kleineren Ansiedlungen dürften die ersten harten Jahre ohne echte Ernten nicht überstanden haben. Welche Tragödien sich damals abgespielt haben, kann heute kein Mensch mehr sagen. Schriftliche Quellen sind erst aus späterer Zeit vorhanden. Überlieferungen über das Schicksal der slawischen Einwohner sind so gut wie nicht mehr existent.

In dieser Epoche des Umbruchs, der Veränderung und des Neuanfangs hat sich eine Bauernfamilie aus dem nördlichen Teil des Heiligen Römischen Reich aufgemacht, um sich im wilden Osten eine bessere Zukunft aufzubauen. Die Familie besteht aus einem Ehepaar mit drei Töchtern (Katharina, Anna und Brid) und drei Söhnen (Stefan, Friedrich und Lucas). Verfolgt von den Ereignissen in ihrer ursprünglichen Heimat, sahen sie keine andere Wahl, als in die unwirtlichen Grenzmarken aufzubrechen. Weit entfernt von jedweder Zivilisation, in einem tiefen, dunklen Tal des heutigen Erzgebirges fand die Familie einen günstigen Platz, um gemeinsam mit Gleichgesinnten eine neue Siedlung zu errichten. Alle hofften sie darauf, an den Ufern der Schwarzwasser Frieden, Glück und einen bescheidenen Wohlstand zu finden.

Was die Neankömmlinge nicht wissen konnten, war, dass in dem Gebiet, das sie zu ihrer neuen Heimat machen wollten, schon seit vielen tausend Jahren jemand – oder vielmehr etwas – lebte. Es war eine uralte und mächtige Entität, von der die Menschheit längst vergessen hatte, dass sie überhaupt existierte. Diese Macht hielt nichts davon, dass immer mehr Fremde in die Länder eindrangen, die eigentlich als tabu und geheiligt galten.

Was bisher geschah:

Wir befinden uns im ausgehenden 11. Jahrhundert. Das dunkle Mittelalter ist gerade erst vergangen. Überall in Europa machen sich die Menschen auf, um ein neues, glücklicheres Leben zu suchen. Veränderung und Neuanfang liegen allerorten als Versprechen auf eine bessere Zukunft in der Luft.

Eine achtköpfige Siedlerfamilie hat sich aus ihrer ehemaligen Heimat in der Nachbarschaft des Dorfes Lüneburg nahe der Handelsmetropole Bardowick aufgemacht, um sich eine neue Existenz aufzubauen. Fern von der Willkür, der Unterdrückung und der Gewalt der Gutsherren suchen sie in den unwirtlichen östlichen Grenzmarken eine neue Heimat und eine bessere Zukunft.

An den Ufern der wilden Schwarzwasser findet die Familie zusammen mit anderen Siedlern eine günstige Stelle für ihren Neuanfang. In einem versteckten Tal eines noch nie von Menschen erkundeten Gebirges weit im Osten fangen die Bauern an, das Land urbar zu machen. Zwischen gigantischen Bäumen und dichtem Unterholz schlägt sich die kleine Dorfgemeinschaft mehr schlecht als recht durch. Trotz des harten und entbehrungsreichen Alltags genießen die Menschen ihre neu gewonnene Freiheit.

Bei einem Unfall während des Baumfällens wird der Vater der Siedlerfamilie schwer verletzt. Daraufhin geht die Verantwortung für den Aufbau des Bauernhofs auf den ältesten Sohn Stefan über. Zusammen mit seinen kleinen Brüdern Friedrich und Lucas schuftet er Tag für Tag, um dem Wald ein schmales Stück Ackerfläche abzuräumen. Derweil helfen die drei Schwestern Katharina, Anna und Brid ihrer Mutter bei den vielen Arbeiten, die auf dem Hof anfallen.

Die Zeit der Freiheit von der Unterdrückung durch grausame Gutsherren währt allerdings nicht lange. Bereits ein Jahr nach ihrer Ankunft an der Schwarzwasser taucht der junge Adlige Hilbert von Dahlenburg aus ihrer alten Heimat bei Bardowick im Tal auf. Er erklärt die Gründung

des Dorfes ohne die Erlaubnis eines Prospektors als Unrecht und verlangt von den Siedlern, sie sollten von seinem Land verschwinden. In dem darauffolgenden Handgemenge wird der Vater der Familie getötet. Trotzdem schaffen es die Siedler, den Blaublütigen vorerst zu vertreiben.

Nummehr nur noch zu siebt, geht der Alltag der Familie mit der harten Arbeit der Waldrodung weiter. Eines Tages trifft ein einsamer Wanderer, der sich Herr Johannes nennt, im Dorf ein. Nach einem fröhlichen Fest, einem Streit und einigen mysteriösen Begebenheiten hinterlässt der Waldläufer ein besonderes Geschenk bei der Mutter.

Als er schon fast vergessen ist, kehrt der Adlige aus dem Geschlecht der von Dahlenburgs in die Ansiedlung zurück und löst mit Feuer und Schwert die Dorfgemeinschaft auf. Die auf ihre Freiheit so stolzen Siedler werden erneut in die Leibeigenschaft gezwungen. Die Büttel Hilbert von Dahlenburgs treiben sie in ein ebenso neues Dorf am Schwarzen Berg, wo sie von nun an Frondienst leisten müssen. Kurz bevor sie die neue Siedlung erreichen, können allerdings die drei jüngsten Kinder – Lucas, seine Zwillingschwester Brid und ihr älterer Bruder Friedrich – den Häschern des Hilbert von Dahlenburgs entkommen.

Eine Zeitlang irren die drei Kinder allein durch den dichten Wald. Zu allem Unglück werden sie von einem viel zu frühen Wintereinbruch überrascht. Ausgehungert und allein gelassen, sieht es schlecht für die kleine Gruppe aus. Überraschenderweise begegnen sie aber Herrn Johannes wieder, dem mysteriösen Wanderer. Dieser bringt die Kinder zu einer Bekannten in Sicherheit.

Im Haus von Frau Saskia sollen die drei den Winter überstehen, um im Frühjahr zu ihrer Familie zurückzukehren. Die Frau entpuppt sich als eine Eremitin, die ein arkanes Geheimnis behütet. Brid und Lucas stören sich nicht daran. Vom ersten Tag an fühlen sich die Zwillinge sehr wohl bei »Tante Saskia«. Friedrich hingegen mutmaßt von Anfang an, dass die Einsiedlerin mit dem Teufel im Bunde stehen muss. Die verschlossene Tür zu einem verbotenen Zimmer hat es ihm besonders angetan. Er setzt alles daran, das Rätsel der Frau herauszufinden. Eines Nachts

stiehlt er der Gastgeberin einen Schlüssel, den sie ständig um den Hals trägt. Hinter der Tür lauert jedoch etwas vollkommen anderes, als er vermutet hatte.

Für die drei älteren Kinder der Familie beginnt derweil eine Zeit voller Schrecken. Ihre Mutter ist mittlerweile hochschwanger und kaum mehr in der Lage, sie zu beschützen. Sie kann auch nichts tun, als ihr ältester Sohn Stefan für einen Angriff auf Hilbert von Dahlenburg zum Tode durch Rädern verurteilt wird.

In letzter Sekunde wird die Hinrichtung durch Philipp von Dahlenburg, einen Onkel Hilberts, verhindert. Dieser wandelt die Todesstrafe in eine Zwangsrekrutierung in sein Heer um. Allerdings zwingt er die älteste Tochter Katharina im Gegenzug dazu, seinen Neffen zu heiraten. Künftig ist sie der erbarmungslosen Brutalität und den Rachegeleuten des Adligen hilflos ausgeliefert.

Anna, ihre jüngere Schwester, wird der Hausvorsteherin Hilbert von Dahlenburgs unterstellt und sinkt in der Hierarchie der Bediensteten zum niedersten Aschweib herab. Der bössartigen Frau Fronika unterstellt, ist sie deren täglicher Schikane, Schlägen und Erniedrigungen ohnmächtig preisgegeben. Trotzdem hält Anna tapfer durch, weil sie weiß, dass sich ihre Schwester und ihre Mutter wehrlos in den Händen Hilbert von Dahlenburgs befinden.

Stefan durchläuft während des Marsches in die Gebiete der wendischen Heiden eine Ausbildung zum Waffenknecht. Anders als die anderen Rekruten verinnerlicht er die Lektionen binnen weniger Tage. Schon beim ersten Überfall erlebt Stefan die unverhohlene Brutalität des Krieges. Frauen, Kinder und Alte werden schonungslos niedergemetzelt.

Nach etlichen weiteren Attacken auf unbefestigte slawische Dörfer gerät die Truppe Philipp von Dahlenburgs in einen Hinterhalt. Zum Rückzug gezwungen, kämpfen sich die Überlebenden des einst stolzen Heeres durch die verschneiten Wälder einer unberührten Wildnis. Gehetzt, verfolgt und gejagt, verringert sich die Anzahl der Krieger zune-

mend. Beim finalen Angriff durch die Sorben wird schließlich auch der kümmerliche Rest auseinandergetrieben.

Stefan entkommt dem Massaker wie durch ein Wunder schwerverletzt und irrt durch die abgeschiedenen Gegenden eines verborgenen Landes. Mysteriöse Waldläufer finden ihn und bringen ihn halbtot in ein verstecktes Tal. Zu Füßen des Weltenbaums lernt er den ersten Kundigen kennen. Dem Tod näher als dem Leben, rettet ihn das seltsame Zeichen, das ihm Herr Johannes mitgegeben hat. Der erste Kundige lässt Stefan in die heiligen Höhlen unterhalb des Weltenbaums tragen. Nur hier kann der Einzige Wahre die lebensbedrohlichen Verletzungen Stefans heilen. Allerdings steht das Leben des jungen Mannes nach wie vor auf Messers Schneide.

Im Dorf am Schwarzen Berg ist die Mutter der Familie noch immer in anderen Umständen. Mittlerweile ist mehr als die doppelte Zeit einer normalen Schwangerschaft vergangen. Geschwächt, entkräftet und kaum mehr in der Lage sich zu bewegen, ist die Frau dem Tod näher als dem Leben. Katharina hingegen ist an den allnächtlichen Misshandlungen durch ihren Ehemann Hilbert von Dahlenburg innerlich zerbrochen. Sie bittet ihre jüngere Schwester darum, ihr ein Gift zu besorgen, mit dem sie ihr Dasein beenden kann.

Anna kommt dieser Aufforderung nach. Im letzten Augenblick fasst die jüngere Schwester jedoch einen anderen Plan. Als Hilbert von Dahlenburg ausreitet, vergiftet sie seinen gewürzten Wein. Anders, als Anna es geplant hatte, trinkt allerdings die Schinderin Frau Fronika aus dem Becher und stirbt. Anna gelingt es wenigstens, den fiesen Burschen Rüdiger und Rutger die Tat unterzuschieben. Überraschend findet sie sich mit ihrer Schwester daraufhin an der Spitze der Hackordnung ohne die Aufsicht irgendwelcher Männer im Herrenhaus wieder.

Hilbert von Dahlenburg, der mit seinen Bütteln eine Gruppe von Wegelagerern bekämpfen wollte, kehrt auch nach etlichen Tagen nicht zurück. Katharina erholt sich langsam von den Misshandlungen ihres

Ehemanns. Als Frau des Schultheißen gelingt es ihr, einen Streit zwischen zwei Familien im Dorf zu schlichten. Der Versuch, sich auch mit den anderen Siedlungsbewohner gut zu stellen, geht jedoch gehörig schief.

Dies wird allerdings zur Nebensächlichkei, als die Geburt des schon längst überfälligen Kindes einsetzt. Während die vollkommen entkräftete Mutter in den Wehen liegt, braut sich ein apokalyptisches Unwetter über dem Dorf am Schwarzen Berg zusammen. Binnen kurzer Zeit schwillt der kleine Bach zu einem reißenden Strom an, orkanartige Böen lassen keinen Stein auf dem anderen. Mit dem ersten Schrei des Neugeborenen lässt das Gewitter jedoch abrupt nach.

In einem anderen Teil der wilden Grenzmark ist währenddessen Kuntz von Misena bemüht, seine Untergebenen vor mannigfaltigen Bedrohungen zu beschützen. Angesichts des frühen Wintereinbruchs schickt der Burgvogt der Festung Misena seine Männer aus, um auf den Feldern der nahen Dörfer bei der Ernte helfen zu lassen. Zugleich erhebt sich in der Umgebung Unruhe.

Die slawische Bevölkerung, die schon seit Jahrhunderten in diesen Landstrichen lebt, scheint sich wieder einmal gegen die deutschen Siedler zu erheben. Allerorten sind Kriegerscharen unterwegs. Zudem hört Kuntz von Aufständen überall in den neuen Grenzmarken. Mutter Apollonia, die Äbtissin eines Benediktinerinnenklosters, bittet Kuntz um Hilfe gegen die heidnischen Sorben, der Entsatz kommt jedoch zu spät.

All dies sind jedoch nur die unbedeutenden Handlungen niederer Menschen. Zur gleichen Zeit erkennt die Hüterin des Einzig Wahren, dass ihr Tod und damit das Ende des Heiligtums kurz bevorstehen. Widogard bewahrt als letztes lebendes Mitglied eines Zirkels von magisch begabten Frauen seit Jahrhunderten das Geheimnis um die Existenz des Weltenbaums. Mit dem drohenden Erlöschen des Bundes der

Hüterinnen steht die Entdeckung und dadurch die Vernichtung des Einzig Wahren und das Ende der alten Welt bevor.

Widogard will das immer tiefere Vordringen der Siedler und der Wenden in die verborgenen Wälder unbedingt aufhalten. Unterstützt durch ihre magischen Fähigkeiten, schickt sie sich an, die Reiche der Menschen in Chaos, Krieg und Verwirrung zu stürzen. Bereits siebenhundert Jahre zuvor war es den Hüterinnen auf diese Weise gelungen, die Entdeckung des Einzig Wahren knapp zu verhindern. Damals wurde das Römische Imperium vernichtet und es folgte eine Epoche, die man später das dunkle Mittelalter nannte.

In Gestalt der wunderschönen, begehrenswerten jungen Frau Walpurga wandert Widogard für einige Zeit durch die Länder der Christen und pflanzt allerorten die Saat für Zwietracht und Verrat. Ihr Weg führt sie auch auf die Burg Misena, wo sie das Herz des Burgvogts erobert.

Mit ihren rabenschwarzen Haaren, den blutroten Lippen und der schneeweißen Haut nimmt sie ebenso den Fürsten der Daleminzer für sich ein. Als Beraterin von Milos steigt sie schnell in höchste Kreise auf und schafft es, den slawischen Stamm zum Krieg gegen die Deutschen zu hetzen. Zusammen mit dem Fürsten reist sie zum Bruderstamm der Lusitzer. Auf der Burg Kosilenzien webt sie abermals ein Netz aus Verrat und Intrigen. Auf der Rückreise wird Milos samt seiner Begleitung hinterrücks von den Lusitzern überfallen und gemeuchelt. Damit rückt eine Vereinigung der slawischen Stämme in weite Ferne, stattdessen wächst das Chaos weiter an.

Der Einzig Wahre

ER hatte einen seinen Diener ausgesickt, um ein seltenes Schauspiel zu bezeugen. Der Sturmbleiche hatte daraufhin einen Teil dazu beigetragen. Nun war es also geschehen. Trotz seines so unglaublich langen Lebens war dies eine kleine Zäsur. Vielleicht war es das, worauf ER seit tausend mal tausend Wintern gewartet hatte.

Natürlich hatte es sich nicht zum allerersten Mal ereignet. Allerdings war IHM in diesem Äon kein weiterer Fall bekannt. Es gab zwar entlegene Ecken hier in Midgard, in die ER nicht mit seinen Wurzeln reichte. Das waren aber Ausnahmen. Dies hier war seine Welt, über die ER herrschte. Nichts entging ihm.

ER wusste jedoch nicht, was das Ereignis letztlich zu bedeuten hatte. Bereits in früheren Äonen war das Schauspiel ereignislos vorübergestrichen. Sollte es diesmal auch wieder so sein? Auf der anderen Seite spürte ER, dass es irgendwie anders war. ER konnte nicht sagen, woher dieses Gefühl stammte. Vielleicht war es ein Teil des Wissens, das schon vor seiner Geburt in ihm gewesen war. Eventuell gehörte es zu einer der Prophezeiungen, die vor so langer Zeit geweissagt worden waren.

Auf jeden Fall entwickelte sich momentan alles in einer unglaublichen Geschwindigkeit. Für IHN, der in Millennien dachte und handelte, überschlugen sich die Ereignisse nahezu. Gerade nach dieser langen Zeit der Passivität wirkte es, als wollte nun das Schicksal oder vielleicht auch der Schöpfer selbst mit voller Wucht alles auf einmal eintreten lassen. Eventuell kam ER nun doch endlich ans Ziel seiner Reise. Tausend mal tausend Winter wartete ER bereits darauf. Viele Menschen, Asen, Wanen, Alben, andere Völker und andere Wesen hatte er erschaffen, gefördert, erhoben, betreut und wieder vernichtet.

Alles folgte einem Plan seines Schöpfers, den ER nicht kannte. ER führte nur aus, was seine Aufgabe war. Sollte es nun darin gipfeln? War es das, worauf alles hinauslief? War das endlich das Ende für IHN? ER hoffte darauf. ER war schon viel zu lange am Leben.

Anna

Anna betrat die kleine Hütte vollkommen außer Atem. Sie war die kurze Strecke bis hierher so schnell gerannt, dass sie glaubte, ihr Herz würde aus ihrer Brust springen. Viel zu sehr hatte sie das Schauspiel genügt, dessen Zeugin sie gerade geworden war. Sie fürchtete das Schlimmste. Der Himmel hatte sich plötzlich aufgetan, und das Haus der Kräuterfrau stand im Mittelpunkt der unbegreiflichsten Geschehnisse. Der Schrecken darüber steckte Anna tief in den Knochen.

Während die junge Frau die Tür zur Hütte der Heilerin mit Schwung aufriss, verflüchtigte sich das Unwetter bereits zusehends. Zwischen die dunklen und furchteinflößenden Gewitterwolken hatte sich majestätisch die Sonne geschoben. Obwohl es tiefster Winter war, zeugte der Moment von einem zarten Hauch Frühling. Nur der kalte Wind sprach dem Hohn.

Nach einigen Herzschlägen, die ihre Augen benötigten, um sich an die Düsternis im Haus der Kräuterfrau zu gewöhnen, erklang plötzlich das glockenhelle Geschrei eines Neugeborenen. Erst in dem Augenblick bemerkte Anna, dass es draußen ganz still war. Kein Ton war zu hören. Wahrscheinlich lag das zum einen daran, dass das ungewöhnlich schwere Unwetter alle Tiere vertrieben hatte. Zum anderen bestimmt an der Tatsache, dass noch wenige Herzschläge zuvor ein unglaubliches Getöse geherrscht hatte.

Sich selbst eine Närrin nennend, weil sie mit derlei wirren Gedanken im Eingang stand, schloss Anna behutsam die Tür und trat ans Bett ihrer Mutter. Diese lag mit offenen Augen auf dem mit Strohsäcken gedeckten Lager. Ein süßes kleines Bündel ruhte in ihren Armen. Frau Esslin und ihre Schwester Katharina standen neben dem Bett und blickten genauso freudig auf das friedvolle Bild hinab wie Anna. Beinahe vergaß sie darüber all den Ärger und Kummer der vergangenen Monde.

In dem Moment sah ihre Mutter sie zum ersten Mal seit langer Zeit wieder direkt an. Anna traten Tränen der Freude in die Augen bei der Erkenntnis, dass es ihrer Mutter wieder besser ging. Mit einem warmen Lächeln auf den Lippen begrüßte sie ihre zweite Tochter. Ihre leise Stimme klang brüchig:

»Mein Engel, gut, dass du hier bist. Ich habe euch etwas Wichtiges zu sagen. Sein Name soll Ragnar sein«, gab die Mutter mit belegter Stimme bekannt.

Verwirrt richtete Anna ihren Blick erneut auf das kleine Würmchen. Einen so seltsamen Namen hatte sie noch nie gehört. Allerdings oblag es einzig der Mutter, die Namen für ihre Kinder auszuwählen. In dem Moment verrutschte das Leintuch, in das der Säugling gewickelt war. Nun traf Anna die zweite Überraschung.

In den Armen ihrer Mutter ruhte ein unglaublich großes, gesundes und hübsches Kleinkind. Auf Anna wirkte es kaum wie ein Neugeborenes. Dies erklärte auch den riesigen Bauch, den die Schwangere so lange vor sich hergetragen hatte. Rosarot und kerngesund lag der stramme Bube an der Brust seiner Mutter und saugte begierig die Milch in sich hinein.

Obwohl ihre Mutter schon wesentlich besser aussah als in den Tagen und Wochen zuvor, war Anna klar, wie geschwächt sie sein musste. Ohne auf eine Anweisung zu warten, stürmte sie aus dem Haus der Heilerin, um Essen heranzuschaffen. Wenn ihre Mutter nach der Geburt etwas benötigte, dann mit Sicherheit eine Stärkung. Während sie durch das Dorf am Schwarzen Berg rannte, nahm sie aus den Augenwinkeln die Zerstörungen des Sturms wahr. Obgleich ihr das Leid der Menschen nicht egal war, hatte sie nur Gedanken für ihre eigene Familie. Was schuldete sie schon diesen Menschen, die sie aus ihrer alten Siedlung entführt und über Monde hinweg gequält und geschunden hatten? Selbst wenn sie viele von ihnen inzwischen näher kennengelernt hatte, lag ihr nur etwas an ihren eigenen Blutsverwandten. Dieses ganze verdammte Dorf

konnte gern vom Fluss fortgeschwemmt werden, wenn es nach Anna ging.

Zum Glück hatte das Haus des Schultheißen keinen großen Schaden genommen. Zwar waren Teile des Daches heruntergefallen, mehrere Fensterläden aus den Angeln gerissen und etliche Fensterbehänge zerfetzt, doch von außen wirkte es so gut wie unversehrt. Sie stürmte in das Haus, um ein paar Vorräte zu beschaffen. Eier, Speck und Brot in die Schürze raffend, hielt sie sich nur kurz in der Küche auf.

Auf dem Rückweg durch das Dorf begegnete Anna den ersten Bewohnern. Viele trauten sich nur zögernd aus ihren Häusern hervor. Sie fürchteten wohl, das Unwetter könnte zurückkehren. Da sich die Düsternis des Gewitters jedoch immer weiter verzog, klärte sich die Stimmung zunehmend auf. Anna konnte die Schwarzwasser sehen, die zu ihrer großen Verwunderung von einem kleinen Fluss zu einem breiten Strom geworden war. Bald zehnmal breiter als sonst, schoben sich wahre Wassermassen durch die Siedlung. Anna rieb sich die Augen: An der Stelle, wo jetzt der Fluss verlief, hatten doch mehrere Hütten gestanden? Wohin sie verschwunden waren, konnte sie nur erahnen.

Im Stillen sprach Anna pflichtbewusst ein Gebet für die Bewohner, die ihr Heim, ihren Besitz und vielleicht sogar ihr Leben verloren hatten. Das gebot ihre christliche Erziehung. Allerdings verspürte sie in ihrem Herzen nicht sonderlich viel Mitgefühl mit den Dorfbewohnern. Letztendlich war ihrer Familie, ihren Nachbarn und ihr selbst etwas ganz Ähnliches zugestoßen. Der einzige Unterschied bestand darin, dass Hilbert von Dahlenburg und keine Naturgewalt daran schuld war.

Zurück im Haus der Heilkundigen sorgte Anna sogleich dafür, dass ihre Mutter etwas zu essen bekam. Immer noch lag der kleine Bube an der Brust und trank. Wiederum fiel Anna auf, wie extrem kräftig das Kleinkind aussah. Hätte sie es nicht besser gewusst, hätte sie das Alter ihres Bruders auf drei oder vier Monde geschätzt. Nie und nimmer wirkte er wie ein Neugeborenes.

Mit seinem engelsgleichen Aussehen erweckte der Knabe den Eindruck, als sei er nicht von dieser Welt. Er schien fast von innen zu leuchten. Während Anna ihn gedankenverloren betrachtete, machte sich die Mutter heißhungrig daran, die mitgebrachten Speisen zu vertilgen. Zufrieden schaute Anna ihre beiden geliebten Verwandten an. Erst jetzt fiel ihr wieder ein, was gerade eben draußen vor der kleinen Hütte geschehen war. Nachdem sie den anderen von dem Hochwasser, dem Sturm und den vom Fluss fortgerissenen Häusern berichtet hatte, liefen sowohl Frau Esslin als auch ihre Schwester besorgt nach draußen.

Dies verschaffte Anna ein paar Herzschräge Zeit, um mit ihrer Mutter allein zu sein. Sich auf den Rand des Bettes setzend, streichelte sie der erschöpften Frau liebevoll den Kopf. Sie versuchte, ihr die verschwitzten Haare aus dem Gesicht zu streichen und bemühte sich zugleich, ihr mit einem aufmunternden Lächeln ein wenig Trost zu spenden.

»Anna, der Junge! Er ist ...«, richtete die Mutter plötzlich das Wort an ihre Tochter.

»Er ist was?«, fragte sie zurück.

»Sein Name! Er hat mir während der Schwangerschaft gezeigt, wie er heißen wird«, berichtete die Mutter.

»Was meinst du damit, er hat es dir gezeigt? Wovon sprichst du?«, fragte Anna verwirrt.

Die Mutter setzte zu einer längeren Erklärung an: »Anders kann ich es nicht beschreiben. Er konnte natürlich nicht tatsächlich mit mir reden. Allerdings habe ich Bilder in meinem Kopf gesehen. Es waren Eindrücke von dem Abend, als mich der Geist eures Vaters im Bett besucht hat. Ich sah Gedanken, Gefühle und Zeichen, die ich nicht verstand. Was ich jedoch begriffen habe, war, dass sich der Junge selbst Ragnar nannte. Begreifst du, Anna? Mein ungeborenes Kind hat im Geist zu mir gesprochen«, erklärte die Frau, die sie mehr liebte als alles andere auf der Welt.

Unwillkürlich war Anna ein paar Ellen vom Bett zurückgewichen. Was die Mutter ihr da mitteilte, klang zu ungewöhnlich, als dass sie es glauben konnte. Nur Hexen und Heilige empfangen Botschaften aus anderen Welten. Engel sprachen gelegentlich zu einfachen Bauern, davon erzählte der Priester manchmal in seinen Predigten. Es konnte sich aber auch um den Leibhaftigen handeln, der einen verführen wollte. Ganz sicher konnte ein Kind, das im Mutterleib steckte und noch keinen eigenen Geist hatte, nicht mit jemandem sprechen. Die Mutter musste verwirrt sein. Das lag sicher daran, dass die Schwangerschaft doppelt so lange gedauert hatte und dreimal so schwer gewesen war wie üblich. So etwas konnte nicht spurlos an einer Frau vorübergehen.

Bevor sie jedoch etwas entgegen konnte, kamen die anderen beiden Frauen wieder herein. Katharina wirkte reichlich aufgeregt. Nicht minder aufgelöst stürzte sich Frau Esslin augenblicklich auf die Truhe mit ihren Kräutern, Utensilien und Werkzeugen. Gehetzt suchte die Heilerin allerlei Dinge zusammen.

»Anna! Du hast doch die Binden, Leinenstreifen und Verbände vorbereitet. Ich glaube kaum, dass deine Mutter noch welche benötigen wird. Such bitte alles zusammen und trage den Kessel mit dem heißen Wasser vor die Hütte. Ab sofort wirst du meine Gehilfin sein. Ich werde da draußen nicht alles allein schaffen«, wies die Heilerin sie an.

Anna war versucht, gegen die Bevormundung aufzubegehren. Sie verspürte keinerlei Wunsch, den Dorfbewohnern vom Schwarzen Berg zu helfen. Viele waren sehr gemein zu ihr und ihrer Familie gewesen. Genau genommen hasste sie die meisten Siedler aus ganzem Herzen. Der Sturm war die gerechte Strafe für diesen verkommenen Flecken Erde. Frau Esslin ließ das aber nicht gelten: »Junges Fräulein! Muss ich dich erst daran erinnern, was du mir noch schuldest?«, machte ihr Frau Esslin Vorwürfe und ein schlechtes Gewissen.

Anna war klar, worauf die Frau anspielte. Dies jedoch jetzt anzusprechen, hielt sie für äußerst ungerecht. Da sie immer noch zögerte, der Heilkundigen zur Hand zu gehen, nahm plötzlich ihre Mutter das Wort.

Zwar schwach, aber mit Nachdruck erklang die Stimme der älteren Frau in der Hütte.

»Anna! Habe ich dich so erzogen? Ich dachte, ich hätte meinen Kindern beigebracht, was es bedeutet, christliche Nächstenliebe zu leben. Ich habe euch gelehrt, was es heißt, euren Mitmenschen zu dienen. Du wirst sofort der guten Frau Esslin bei ihrer Arbeit helfen!«, mahnte die Frau auf dem Bett.

Mit einem leichten Kopfnicken gab Anna zu verstehen, dass sie tun würde, was ihre Mutter verlangte. Ohne ein weiteres Gegenwort nahm sie den schweren Kessel mit dem heißen Wasser von der Stange und beförderte ihn mit winzigen Trippelschritten nach draußen. Katharina und die Kräuterfrau errichteten derweil einen großen Tisch vor der Hütte, indem sie Holzplanken über abgesägte Baumstämme legten. Zudem standen mehrere kleine Schemel bereit.

Auf eine Hitsche am Rande des Sammelsuriums hievte Anna den Kessel. Sie sah, dass ihre Schwester bereits wieder unterwegs war, um etwas anderes aus dem Haus der Heilerin zu holen. Also machte sie sich ebenfalls daran, die Anweisungen von Frau Esslin zu befolgen. Nachdem sie zum vierten Mal Dinge nach draußen geschleppt hatte, sah sie einige der Siedler herankommen.

Jetzt erst verstand Anna die Zusammenhänge wirklich. Wohin sie auch blickte, eine Vielzahl von Menschen war auf dem Weg zur Hütte der Heilkundigen. Ein Großteil wurde von Freunden oder Familienmitgliedern gestützt. Sie erspähte sogar Bauern, die von anderen getragen wurden. Alle hatten dasselbe Ziel: Sie strömten auf das Haus der Kräuterkundigen zu.

»Es geht gleich los. Katharina und Anna, stellt jetzt bitte keine Fragen. Macht genau das, was ich euch sage. Wenn ich keine Zeit habe, mich um einen Verletzten zu kümmern, versucht euer Bestes, ihn am Leben zu halten, bis ich mich seiner annehmen kann«, stellte Frau Esslin klar.

»Wie meint Ihr das? Da kommen doch nur ein paar Verletzte«, widersprach Katharina.

»Ihr wisst gar nichts«, unterbrach die Kräuterfrau sie rau. »Hier wird gleich die Hölle über uns hereinbrechen. Behaltet einen kühlen Kopf und vertraut auf Gott«, beendete sie ihre Ansprache.

Die ersten Siedler hatten die Hütte erreicht und die Heilkundige eilte zu ihnen. In ähnlicher Weise rannte Katharina in eine andere Richtung. Beide kümmerten sich sogleich um die Menschen, die hilfeschend zum Haus der Kräuterkundigen gekommen waren.

Anna stand für einige Herzschräge auf ihrem Platz, ohne zu wissen, was sie zu tun hatte. Allerdings löste sich ihre Starre schnell. Um eine Ecke des Hauses kam Frau Clara mit einem jungen Burschen am Arm. Sie stützte ihn, da er kaum in der Lage war, selbstständig zu gehen. Anna lief zu der Frau, von der sie erst vor Kurzem so herablassend behandelt worden war, um ihr zu helfen. Mit einem flüchtigen Blick erkannte Anna, dass ein abgebrochener Ast sich in das Bein des Jungen gebohrt hatte.

»Mein Neffe ist schwer verletzt. Bitte sorgt dafür, dass er sein Bein behält. In der rauen Grenzmark kann ein Mann nicht überleben, wenn ihm ein Bein fehlt«, flehte die Frau Anna an.

Ihrem Bruder hatten sie auch die Beine abhacken wollen, dachte Anna ingrimmig. Niemand der hier Anwesenden hatte zu jener Zeit auch nur einen Finger gerührt, um Stefan zur Hilfe zu eilen. War das etwa gerecht? Dennoch nahm sie sich des verletzten Jungen an. Gemeinsam mit Frau Clara führte sie den Verwundeten zu einer Bank.

Als der Knabe endlich saß, beauftragte sie seine Tante damit, ihn festzuhalten. Anschließend zog sie vorsichtig an dem Ast. Er bewegte sich allerdings keinen Deut. So hatte sie keine Wahl, als mit mehr Kraft an dem Holzstück zu rütteln. Dies brachte jedoch auch keinen Erfolg. Die einzige Reaktion bestand darin, dass der Junge laut aufbrüllte und wild zu zappeln begann.

Anna wies Frau Clara an, den Burschen fester zu halten. Als sie sicher war, dass sich der Verletzte nicht wehren konnte, setzte sie ihre gesamte Kraft ein, um den großen Holzsplitter aus der Wunde zu reißen. Mit ihrem rechten Fuß stemmte sie sich keuchend gegen die Bank.

Als das Holz langsam nachgab, frohlockte Anna zuerst innerlich. Allerdings änderte sich das binnen eines Atemzugs. Sowie der Fremdkörper aus dem Bein herausglitt, schoss ein wahrer Strom von Blut heraus. Anscheinend hatte das Holzstück eine Ader erwischt. Panisch presste Anna ihre Hände auf die Wunde. Dies nützte wenig, die Blutung ließ nicht nach. Eher im Gegenteil spürte sie, dass sich die Menge des Blutes noch steigerte. Sie konnte sogar den Herzschlag des Knaben anhand der Blutung fühlen. Im gleichen Takt, in dem das Herz schlug, pulsierte der rote Lebenssaft aus der klaffenden Wunde am Bein heraus. Sie hatte solche Verletzungen schon beim Waldroden gesehen. Innerhalb kürzester Zeit waren gestandene Männer verblutet.

Bestürzt schaute Anna zu der Heilerin hinüber. Die war jedoch ebenfalls mit einem Verwundeten beschäftigt. Wie es aussah, steckte ihre Hand im Bauch einer verletzten Person. Annas Magen begehrte augenblicklich auf. So etwas hatte sie noch nie zuvor gesehen. Während Frau Esslin fieberhaft arbeitete, richtete sie das Wort an Anna.

»Reiß dich gefälligst zusammen. Die Menschen sind verletzt und stehen unter Schock. Sie benötigen jetzt unsere Hilfe«, teilte Frau Esslin energisch mit.

»Der Junge! Er blutet so stark! Ihr müsst mir helfen. Ich weiß nicht, was ich tun soll«, gab die junge Siedlerin zur Antwort.

Mit einem kurzen Blick über ihre Schulter machte sich die Kräuterafrau ein Bild von der Lage.

»Du siehst doch, dass ich im Augenblick keine Hand frei habe. Du musst dem Burschen selbst das Leben retten«, fuhr die Frau sie an.

»Aber ich weiß nicht, wie ich das machen soll«, gab Anna flehentlich zurück.

»Du musst das Bein abbinden, bis ich Zeit habe. Nimm einen Stock und etwas Schnur. Zuvor presst du so viele der in Wein abgekochten Binden in die Wunde, wie du kannst. Los jetzt, Mädchen! Beweg dich, solange er noch am Leben ist«, fuhr die Heilerin sie an.

Dies reichte, um Anna zu Frau Clara und ihrem Neffen zurückeilen zu lassen. Mit tränenfeuchten Augen blickte die Frau sie an. Augenscheinlich legte sie alle Hoffnung in Annas Hände. Obwohl die Frau sie vor einiger Zeit sehr schlecht behandelt hatte, wollte Anna alles versuchen, um dem Jungen zu helfen. Ihr war klar, dass sein Leben in ihren Händen lag.

Sie führte die Anweisungen von Frau Esslin so gewissenhaft aus, wie es ging. Allerdings waren die Leinenstücke, die sie in die Wunde presste, nach einem Herzschlag bereits blutdurchtränkt. Kurz war sie deswegen erneut gezwungen, gegen ihren Brechreiz zu kämpfen. Sie schaffte es, sich zusammenzureißen und drückte die Binden fest auf das Bein, um die klaffende Wunde vollends auszufüllen. Das verlangsamte die Blutung. Erfreut stellte sie fest, dass ihre Bemühung Früchte zu tragen schien. Im gleichen Eifer nahm sie ein Stück Seil zur Hand und umwickelte damit das Bein des Jungen oberhalb der Wunde. Im Anschluss schob sie einen schmalen, aber stabilen Ast hindurch.

Nachdem Anna ihr Werk begutachtet hatte, rüttelte sie mit ihren blutverschmierten Händen Frau Clara. Diese saß in einer Art Schockstarre neben ihrem Neffen und erwachte wie aus einem Traum. Anna trug ihr auf, den Jungen noch härter festzuhalten als zuvor.

»Ihr müsst euren Neffen nun festhalten. Er wird sich mit aller Kraft dagegen wehren. Es wird ihm furchtbar wehtun. Ich muss die Wunde aber so fest zusammenpressen, dass wir genug Zeit haben, bis Frau Esslin sich um ihn kümmern kann«, gab Anna letzte Anweisungen.

Sie wartete nicht auf Bestätigung. Stattdessen begann Anna mit aller Kraft, den Ast zu drehen. Nach wenigen Umdrehungen brüllte der Junge derart laut, dass alle Menschen in ihrer Umgebung sich zu ihnen umdrehten. Sie ließ sich davon nicht beeindrucken. Weder die flehenden Augen Frau Claras noch die irritierten Blicke der anderen Siedler oder die erbarmungswürdigen Schreie des Burschen hielten Anna davon ab, den Ast weiterzudrehen.

Erst als der Blutfluss nachließ und zum Erliegen kam, hörte sie auf. Der Bursche war währenddessen vor Schmerzen in eine tiefe Ohnmacht gefallen. Dies machte es Anna leichter, den Verband und die Kompresse zu fixieren. Als sie fertig mit ihrer Arbeit war, stand Frau Esslin neben ihr. Überrascht stand Anna auf. Kurz war es die Heilerin, die gezwungen war, sich bei ihr abzustützen. Mit einem Blick über ihre Schulter sah Anna, dass der andere Patient leblos vom Tisch gehoben wurde. Währenddessen hievten starke Hände den von Anna verarzten Jungen auf den Arbeitsplatz der Heilkundigen.

Mit ihrer Hand umfasste sie den Arm der Medizinerin. Ein kräftiger Druck gab der Frau zu verstehen, dass sie nicht aufgeben sollte. Die Dorfbewohner bauten auf die Fähigkeiten der Kräuterkundigen. Nun verstand Anna auch die Aussage von Frau Esslin. Sie waren tatsächlich momentan in einer Art Hölle. Anders konnte man die Lage nicht beschreiben.

Der kurze Moment der Ruhe dauerte nicht lange. Die Kräuterfrau riss sich los, um sich um den Neffen von Frau Clara zu kümmern. Diese dankte ihr im Vorbeigehen für die Rettung des Jungen. Anna hatte keine Zeit, sich darüber zu freuen. Ihre Schwester kümmerte sich bereits wieder um einen neuen Verletzten. Und immer noch strömten weitere Menschen aus der Siedlung zu dem Haus, das für sie die letzte Hoffnung bedeutete. So stürzte sich Anna erneut in die Aufgabe, denen zu helfen, die sich zuvor keinen Deut um ihre – Annas – Familie geschert hatten.

Schlotternd wickelte er den schweren Mantel noch enger um seine alten Knochen. Er hätte es nie für möglich gehalten, dass es derart lange so kalt bleiben würde. Kuntz von Misena erinnerte sich wehmütig an die vorherigen Winter. Wenn er es sich recht überlegte, war keiner bisher so hart gewesen. Hatte Gott vor, sie einer Prüfung zu unterziehen?

Seine Burg war nicht für eine so eisige Witterung erbaut, schimpfte er vor sich hin. Vor allem stellte ihre Lage ganz oben auf dem Berg ein ernstes Problem dar. Ununterbrochen heulte der schneidende Wind über die Zinnen der Wehranlage. Durch das Elbtal stob ohnehin schon eine ordentliche Brise. Auf der Wallanlage steigerte sie sich zu kräftigen Böen. Zudem wurden sie von winzigen Eiskristallen begleitet. Kleinen Nadeln gleich zischten Myriaden von spitzen Splittern durch die Luft. Wer sich ungeschützt diesen Naturgewalten aussetzte, riskierte schon fast die Selbstverstümmelung. Um jede Ecke, jeden Pfeiler und Vorsprung der Festung Misena piff der eisige Wintersturm. Durch jede Spalte, jede Ritze und jedes Loch entzog er dem Gebäude alle Wärme. Einem immerwährenden Musikstück gleich sumnte, dröhnte und brauste er durch die Steine.

Trotz der Widrigkeiten hatte Kuntz mehrere Wachen auf den Zinnen postiert. Obwohl die Männer murrten, ließ er ihnen keine Wahl. Am Fuß der Burg, am gegenüberliegenden Elbufer, befand sich ein Heerlager der Wenden. Seit sieben Tagen hockten die Heiden dort auf der anderen Flussseite. Obwohl sie die Festung nicht geradeheraus bedrohten, stellte das dennoch eine freche Zurschaustellung ihrer Kraft dar. Deshalb stand Kuntz nun ebenfalls auf der Krone der Verteidigungsmauer seiner Burg. Wenn er schon seine Untergebenen dem unbarmherzigen Wetter aussetzte, sah er es als seine Pflicht an, sich wenigstens gelegentlich an der Seite der Wächter zu zeigen. Ein Vogt musste seine Leute führen.

Allerdings meldete sich bereits nach kurzer Zeit das Alter. Ein starkes Ziehen von den Lenden bis zum Herzen ließ ihn mit schmerzlichem Zischen zusammensucken. Zudem pochten die Gelenke, als wäre seinem Körper das Schmiermittel ausgegangen. Je kälter es wurde, desto schwerer fiel es ihm, sich ohne Schmerzen zu bewegen. Manchmal fürchtete er, dass er irgendwann einfach nicht mehr weiterlaufen konnte. Vielleicht würde er hier oben aber auch einfach einfrieren. Denkbar war es für ihn auf jeden Fall.

Wie gern hätte er in diesen kalten Nächten die schöne Walpurga an seiner Seite gehabt. In den Armen des jungen Prachtweibs hätte er sich mit Sicherheit in Windeseile von seinen Zipperlein und Gebrechen erholt. Wahrscheinlich hätte er einen zweiten Frühling erlebt. Oder einen dritten, vierten ..., sinnierte der gealterte Burgvogt. Er seufzte. Er fühlte sich in diesen Tagen unendlich müde, kraftlos und schlapp.

Kuntz gab es nicht gern zu, aber er musste sich eingestehen, dass er eigentlich zu alt für so eine Aufgabe war. Schon längst hätte ihn ein zweiter oder dritter Sohn irgendeines Edelmannes aus den alten Reichsteilen ablösen sollen. Er selbst hätte seine letzten Tage nur allzu gern in Ruhe auf einem Gutshof verbracht. Mit einem jungen Weib an seiner Seite, wie der hinreißenden Walpurga, hätte er seine letzten Sommer in Frieden und Wohlstand verlebt. Vielleicht hätte er dabei sogar noch einmal einen Sohn zeugen können. Es wäre so vieles möglich gewesen.

Stattdessen hockte er nun auf diesem eiskalten Felsen. Hier oben war er gezwungen, mit nur einer Handvoll Bewaffneter einer Übermacht der heidnischen Wenden standzuhalten, die sicherlich bald angreifen würden. Zum Glück hatten die Heiden immer noch nicht herausgefunden, wie wenige Bürger des Deutschen Reiches sich wirklich auf der Burg Misena aufhielten. Wäre es den Wilden zu Ohren gekommen, dass sie die Feste wohl ohne Mühe im Handstreich nehmen könnten, dann säßen sie wahrscheinlich bereits im eisigen Nordsaal und warteten darauf, seine Unterwerfung entgegenzunehmen.

»Halt, wer da?«, unterbrach ein Ruf Kuntz' trübselige Gedanken.

Die lange Pike im Anschlag, stand einer der Männer im schneidenden Wind vor ihm. Vermutlich konnte der Spießgeselle im Schneeestöber genauso wenig erkennen wie er selbst auch.

»Nur die Ruhe! Ich bin es, dein Vogt«, versuchte er, den vorschnellen Wächter mit kräftiger Stimme zu beruhigen.

Wenn er etwas in diesen Tagen nicht brauchen konnte, dann waren es nervöse Wachen. Überreizte, aber auch gelangweilte oder verängstigte Spießgesellen neigten schnell dazu, Fehler zu begehen. Und Fehler waren in einer derartigen Lage oft tödlich. Daher nahm Kuntz das Aufeinandertreffen nicht auf die leichte Schulter.

»Wer bist du?«, fragte er den Mann, um seinem vorigen Satz die Schärfe zu nehmen.

»Ich bin es, mein Herr. Alert. Burgvogt, verzeiht, dass ich Euch gestört habe«, versuchte die Wache, sich stotternd zu entschuldigen.

»Es muss dir nicht leidtun. Du machst nur deine Arbeit. Eher im Gegenteil: Es ist gut, dass du so scharf Ausschau hältst. Ich hätte genauso gut einer der wilden Heiden sein können«, gab Kuntz dem Wächter anerkennend zu verstehen.

Dieser zeigte sich erfreut und erleichtert darüber, dass er nichts falsch gemacht hatte. Nach einem Blick auf ihn entschloss sich der Vogt, den völlig durchgefrorenen Mann in die Wachstube zurückzuschicken. Hoffentlich wartete dort ein anderer Mann, der den armen Tropf ablösen konnte. Erleichtert und zähneklappernd machte sich Alert schnell auf den Weg in die beheizte Wachkammer. Für eine Weile sah Kuntz dem Mann hinterher. Auch als Alert verschwunden war, starrte Kuntz noch weiter auf die Tür, hinter der sich die Wachstube verbarg. Wie sollte er die Heiden vor seinen Mauern nur mit diesen wenigen, unerfahrenen Kriegern abwehren?

Er hielt sich schon viel zu lange in dem schneidenden Wind auf. Inzwischen erreichte das Schlottern in Kuntz' Leib eine solche Stärke, dass er es sich zugestand, von der Burgmauer zu verschwinden. Zuvor aber überzeugte er sich davon, dass es den restlichen Männern auf

Wache halbwegs gut erging. Um nichts auf der Welt wollte er weitere Ausfälle aufgrund von Erfrierungen riskieren. So, wie es gerade aussah, war jede Hand, die noch einigermaßen ein Schwert führen konnte, für ihn mehr wert als Gold.

Durch einen Seiteneingang betrat der Burgvogt von Misena das untere Gewölbe seiner Festungsanlage. Sehr zu seinem Verdruss entdeckte er einen mittelgroßen Eiszapfen, der von dem schmalen Fenster der Wendeltreppe hing. Es half nichts: Man musste wählen, ob man die Gänge vor der Kälte schützen wollte oder ob man wenigstens ein bisschen Tageslicht in die Mauern ließ, um nicht in vollkommener Dunkelheit umherzulaufen. Natürlich könnte man auch mit Fackeln herumlaufen. Allerdings war auf der Burg nicht im Ansatz genug Brennmaterial vorrätig, um alle Bediensteten und Wächter mit einem Licht auszustatten. Deswegen hatte Kuntz den Befehl ausgegeben, nur einige der Öffnungen zu verrammeln. In den Räumen, wo die Kamine standen, waren sämtliche Fenster fest verschlossen und jede Ritze war mit Wollresten verstopft worden. Durch die Treppenaufgänge und durch die meisten Flure und Gänge pfliff hingegen der Wind genauso eiskalt wie auf der Zinne des höchsten Turms.

So fröstelte sich Kuntz leise vor sich hin schimpfend seinen Weg weiter hinfort. Am Ende der Wendeltreppe wusste er einen kleinen Schlafsaal. In diesem Hospiz lagen etliche Kranke und Verwundete. Abgefrorene Zehen und erfrorene Nasenspitzen, allerlei Durchfälle, Husten und tiefende Nasen bestimmten den Alltag der Menschen auf dem Burgberg. Der Winter war schon immer eine Zeit der Entbehrungen, der Mühsal und Not gewesen. Dieses Mal war es jedoch außergewöhnlich schlimm. Der Winter ließ einfach nicht nach. In den letzten Monden war jeder Bewohner der Burg bereits mindestens einmal hier gewesen.

In einem abgetrennten Bereich der Krankenstation lag ein ganz besonderer Gast: Seit einem Mond siechte Schwester Apollonia reglos in ihrem Bett vor sich hin. Nachdem seine Männer ihre geschundenen und ermordeten Mitschwestern beerdigt hatten und gemeinsam zurückge-

ritten waren, war die arme Frau Gottes in einen empfindungslosen Zustand hinabgesunken.

Obwohl er sie dringend gebraucht hätte, um die Pflege all der kranken Bewohner seiner Burg zu übernehmen, war mit der ehemaligen Oberschwester nicht mehr viel anzufangen. Kuntz hatte Mitleid mit der Frau. Als Mann war es ihm unmöglich, sich wirklich vorzustellen, was die Nonnen beim Angriff der Heiden auf ihr Kloster hatten durchmachen müssen. Vor allem in Anbetracht der Tatsache, dass sie alle keusche Dienerinnen Christi gewesen waren, erschienen die Gräuel, die sie hatte ertragen müssen, umso bestialischer.

Erneut stand er vor dem Bett der Benediktinerin. Wie schon sechsundzwanzig Mal zuvor, wartete er einige Zeit darauf, ob die Geistliche eine Regung zeigen würde. Er setzte sich leise stöhnend auf einen Schemel am Fuß ihrer schmalen Pritsche. Nach einer Weile begann er, vor sich hin zu sprechen. Obwohl sie nie antwortete, hatte er sich daran gewöhnt, der Nonne sein Herz auszuschütten. Es war zwar kein wirkliches Gespräch, doch half es ihm, dass er jemandem seine Nöte mitteilen konnte.

Mit einem raschen Blick über die Schulter überzeugte sich Kuntz davon, dass sie unbeobachtet waren. Nichts wäre verhängnisvoller, als wenn seine Männer von ihm dächten, er wäre schwach und alt geworden. Obwohl er dies insgeheim tatsächlich von sich glaubte, hoffte er, dass seine Wächter, Büttel und Bediensteten noch immer den starken, unfehlbaren Anführer in ihm sahen.

»Ach, Mutter Oberin, die Gesamtlage ist kaum mehr auszuhalten. Die Wenden haben zwar noch keinen echten Versuch unternommen, uns anzugreifen. Sie belagern nun aber schon seit einem Mond meine Burg. Dieser Schwebezustand ist furchtbar. Weder herrscht wirklich Krieg, noch ist es möglich zu sagen, wir hätten Frieden und wären in Sicherheit. Mir ist zwar klar, dass wir hier draußen, weitab vom Reich, ständig in Gefahr schweben, von den Wilden angegriffen zu werden.

Allerdings ... diese Bedrohung täglich vor Augen zu haben, stellt eine ganz neue Art der Einschüchterung dar.«

Kurz hielt er in seiner Schilderung der Geschehnisse inne. In gleicher Weise, wie er zu der Benediktinerin sprach, ließ er die Ereignisse der vergangenen Monde in seinem Kopf vorbeiziehen. Er hoffte, irgendwo in seinem Bericht eine Art göttliche Hilfestellung für die Schwierigkeiten zu finden, die ihn seit vielen Tagen quälten. Schließlich sprach er hier mit einer geweihten Oberschwester. Hier, an Mutter Apollonias Bettstatt, musste er Gott doch sicher näher sein?

»Was die Männer richtig fertigmacht, ist die ständige Angst, es könnte zum Waffengang kommen. Und doch passiert nichts, die Wenden sitzen einfach dort in ihrem Lager. Es ist diese Unsicherheit, die allen auf die Laune schlägt. Müssten die Männer wirklich kämpfen, würden sie sich wahrscheinlich viel besser fühlen. Dann hätten sie etwas zu tun. Natürlich kann ich auch den Kampf hinaus zu den Heiden tragen. Es wäre aber wohl der größte Fehler, den ich machen könnte, die sicheren Mauern der Festung zu verlassen. Gegen das Heer da draußen können wir nicht siegen. Obwohl sie aber wissen, dass sie eine Schlacht nicht überleben würden, wünschen sich die Männer trotzdem, die Waffen sprechen zu lassen. Jeder scharrt mit den Füßen und drängt mich, endlich loszuschlagen.«

Tief in sich drin hoffte Kuntz, eine Antwort von der Nonne zu erhalten, oder gar eine Lösung für seine verfahrenere Lage. Apollonia war jedoch nach wie vor derart in sich gekehrt, dass es schien, als habe ihr Geist den Körper verlassen. Er wusste nicht, ob sie überhaupt noch da war. Vielleicht lag nur noch eine leere Hülle vor ihm.

So erhob er sich ächzend und machte sich erneut auf, seine Runde durch die Burg fortzusetzen. Allerdings nahm er dafür größere Umwege in Kauf. Statt den direkten Weg über den Burghof zu nehmen, marschierte Kuntz durch die dunklen Katakomben tief im Felsmassiv des Burgbergs. Hier hatten findige Baumeister ein Gewirr von Gängen erschaffen. Obwohl die Kellergewölbe nicht beheizt wurden, schienen sie

wenigstens etwas wärmer zu sein als der obere Teil der Burg. Dies war mehr dem Umstand geschuldet, dass hier unten stets die gleiche Kühle herrschte. Im Sommer war es bitterkalt, während es nun eher dem Gegenteil entsprach. Der Berg gefror einfach nicht, dafür war der Stein zu dick.

Aus diesem Grund hielten sich Lebensmittel hier unten das ganze Jahr über erstaunlich gut. Tatsächlich lagerte die Küche bis weit in den Frühling hinein sogar Eisblöcke in den Kellergewölben. Das führte im Frühsommer zu der luxuriösen Annehmlichkeit, dass der Burgvogt eiskalten Wein genießen konnte. Im Augenblick nannte er sich jedoch selbst einen Narren, wenn er an kalte Getränke dachte. Viel lieber wäre es ihm, jetzt einen heißen Gewürzwein in den Händen zu halten.

Nachdem er die düsteren Kellergewölbe hinter sich gebracht hatte, stieg Kuntz im Nordflügel der Feste wieder an die Oberfläche. Das Treppensteigen hatte die angenehme Nebenwirkung, seine steifgefrorenen Glieder aufzuwärmen. Trotz der schmerzenden Knie begrüßte er die Anstrengung. Er verbrachte viel zu viel Zeit in seiner Amtsstube, gestand er sich zum hundertsten Mal ein. Allerdings hatte er bis heute nichts daran geändert.

Von der Nordwendeltreppe aus trat er in einen kleinen Vorraum, um im Anschluss in den Nordsaal zu gelangen. Obwohl es nicht der größte Saal in der Burganlage war, bot er als einziger einen großen Kamin. Hier loderte Tag und Nacht ein wärmendes Feuer an der Nordostecke, und deshalb spielte sich während der Wintermonde fast das gesamte Burgleben in diesem Saal ab. Jeder, der nicht gezwungen war, draußen seine Pflicht zu tun, hielt sich in diesen vier Wänden auf.

»Kuntz! Wo wart Ihr die ganze Zeit?«, hörte der Burgvogt sogleich eine vertraute Stimme, als er den Saal betreten hatte.

Im Laufschrift eilte Bechthold in seine Richtung. Der Hauptmann der Wache hatte augenscheinlich wichtige Dinge mit ihm zu besprechen. Nachdem sich der Burgvogt erklärt hatte, berichtete ihm der Stellvertreter von bedeutenden Neuigkeiten: »Vor dem Tor warten Leute auf

Einlass! Ich glaube, es sind Siedler von den umliegenden Höfen und Gemeinden. Allerdings ist es mir ein Rätsel, was sie von uns erwarten. Ich habe die Bauern damit vertröstet, dass sie nur mit der Erlaubnis des Burgvogts die Feste betreten dürfen.«

»Das habt Ihr richtig gemacht, mein guter alter Freund«, bestätigte Kuntz dem Hauptmann. Er sah jedoch in dessen Augen, dass dem kampferprobten Haudegen noch mehr auf der Leber lag. Wie so häufig zögerte der Untergebene, seine Gedanken sofort kundzutun. Oft begründete er das damit, ihm stünde es nicht zu. Er war ja letztlich nur ein einfacher Befehlsempfänger und kein Vogt oder niederer Adliger.

»Los, sprecht. Ihr wisst, dass ich viel auf Eure Meinung gebe«, ermunterte der Burgvogt den Waffengefährten.

»Es ist so, dass sie bereits seit einer geraumen Weile vor dem Burgtor ausharren. Ihr wisst selbst, was für ein ungemütliches Wetter da draußen herrscht. Wir warten schon einige Zeit auf Euch. Leider wart Ihr nirgendwo aufzufinden. Meine Empfehlung als Euer Hauptmann ist, dass Ihr Euch der Leute schnell annehmt«, legte ihm Bechthold ans Herz. Mit einem Räuspern fügte er hinzu: »Es ist kalt.«

Zwar gab Kuntz viel auf die Meinung des Stellvertreters, allerdings brauchte ihm der alte Waffengefährte nicht Dinge zu sagen, die ihm ohnehin klar waren. Selbstverständlich würde er die Bauern in die Burg lassen. Er wusste, dass die Feste ohne die Siedler aus der Umgebung nicht in der Lage wäre, längere Zeit zu überleben. Jeder auf dem Burgberg war auf die einfachen Menschen angewiesen.

So machte sich Kuntz von Misena auf, um die Bittsucher am Tor höchstselbst zu empfangen. Gleichwohl hatte er vor, sich zuvor davon zu überzeugen, dass es auch wirklich Bauern und Siedler waren. Er würde die Burgtore nicht arglos für verkleidete Wenden öffnen. So leicht würde er es den Heiden nicht machen, grummelte er in sich hinein. Solange er mit seinen Männern auf dem Burgberg wachte und sie noch nicht eingefroren waren, würde er alles tun, um seine Festung gegen die Heiden zu verteidigen.

Ende der Leseprobe